



MARCO ZORZANELLO

FOTO-TABLEAU

Bevor der letzte Eisberg schmilzt 5/5

Über Souvenirs lässt sich trefflich streiten, aber manchmal steckt gerade im scheinbar Absurden ein tieferer Sinn. Ein Beutel echtes Eisberg-Eis taugt nicht zum Erinnerungsstück, dafür umso besser als Memento mori, das ans immer schnellere Schwinden des arktischen Eises gemahnt. «Iceberg Souvenir» heisst auch das Projekt, das den Fotografen Marco Zorzanello nach Grönland und Neufundland führte, wo beliebte Destinationen für Eisberg-Touristen liegen. Die betreffenden Ortschaften haben sich in manchen Fällen ganz von der Fischerei, ihrer einstigen Lebensgrundlage, abgewandt; die Einheimischen kommen mit dem Versorgen der Gäste längst nicht mehr nach und müssen auf ausländische Arbeitskräfte zurückgreifen. Manche von ihnen kommen aus dem fernen Südostasien – und in dieser Region möchte Zorzanello seine Recherche auf den Spuren des Tourismus in Zeiten des Klimawandels fortsetzen: «Ich habe die Malediven im Auge, denn diese Inseln werden durch den Anstieg des Meeresspiegels stückchenweise vom Wasser verschlungen.» Ein drohendes Desaster, das auch durch das Abschmelzen der Polkappen mitverursacht wird.

Die Utopie der Kunst aus dem Computer

Kein Dreck, nirgends

Gastkommentar
von ROBERTO SIMANOWSKI

Erst Gottfried Benn, dann Emil Nolde, nun Peter Handke. Und die Ostdeutschen unter den Lesern werden wohl auch an Sascha Anderson denken. So viele Künstler, deren gute Kunst durch eine schlechte politische Haltung diskreditiert wird: weil sie mit den Nazis gekungelt haben oder mit der Stasi oder mit dem Kriegsverbrecher Milošević. Und dann noch all die Künstler, die ganz unpolitisch Schuld auf sich luden: durch Ehebruch, sexuelle Belästigung, Mord. Immer stellt sich die gleiche Frage: Wie schuldig werden Text und Bild durch die moralischen Vergehen ihrer Schöpfer? Die Dringlichkeit der Frage leuchtet spätestens dann ein, wenn das Kunstwerk sein Publikum ermahnt: «Du musst dein Leben ändern.» Dieser Schlussvers aus Rainer Maria Rilkes «Archaischem Torso Apollon» (1908) verursacht bei jungen Lesern noch immer Gänsehaut. Da möchte man schon wissen, wer hier spricht!

Wollen wir wirklich, dass es unter Umständen ein Nazi-Sympathisant ist, der uns rät, wie wir leben sollen? Stimmt es wirklich, wie der Schriftsteller Alexander Kluge sagt, dass sieben Zeilen von Gottfried Benn jede seiner politischen Sünden ausgleichen? Da Kluge als kritischer und dialektischer Denker über den Verdacht vorschneller Schlüsse oder heimlicher Neigung nach rechts erhaben ist, sollte sein Freispruch der Kunst von den Vergehen ihres Schöpfers nicht vorschnell abgewiesen werden.

Im Grunde stellt sich dieser Freispruch auf jene Seite der Literaturwissenschaft, die nicht das biografische Verstehen betreibt, sondern die textinterne Interpretation. Dieser Theorieschule geht es jenseits jeder «Aussenpolitik» des Textes allein um dessen strukturelle und semantische Beziehungen. Sie glaubt, dass der Text klüger ist als sein Autor, und also auch, dass im Ernstfall die Kunst vor ihrem Schöpfer zu retten ist. Diese Perspektive kümmert sich um die Poesie statt um die Poeten. Sie trennt Benns Lyrik von seiner politischen Haltung und macht Handke tragbar für den Nobelpreis.

Aber ist eine solche Trennung von Künstler und Werk überhaupt noch zeitgemäß? Erwartet man nicht vielmehr – in Documentas, Biennalen und öffentlichen Auftritten – eine klare moralische Positionierung und ein entsprechendes politisches Engagement? Und das heisst bekanntlich zumeist nicht affirmativ und wertkonservativ, sondern kritisch und linksliberal. Lenkt nicht auch die Identitätspolitik den Blick wieder viel stärker auf die Persönlichkeit der Autorin? Muss nicht jeder und jede heute zunächst den Punkt markieren und rechtfertigen, von dem aus sie oder er die Welt betrachtet? Manche sprechen deswegen schon von

Tugendterror. Manche meinen gar, die verstörende Funktion der Kunst sei nur noch von rechts zu leisten. Andere mahnen dringlich zur Entflechtung von Moral und Kunst.

Die Situation ist so komplex, die Standpunkte sind so verhärtet, dass nur noch der technische Fortschritt Rettung zu verheissen scheint: die Produktion von Texten und Bildern durch den Computer. Viel ist die Rede davon, und vieles geht auch schon. Aber ganz gleich, wie bald die Ergebnisse überzeugen: Wäre die Welt nicht besser, wenn ihre Kunst aus dem Computer käme? Ein Kunstwerk, das nicht vom Menschen stammt, sondern von der Maschine, kann immerhin auch nicht durch menschliche Mängel befleckt sein.

Oder sind dann die Programmierer, die ja das Datenmaterial auswählen und dem Algorithmus Anweisungen geben, die Künstler, deren weisse Weste als Mensch und Bürger zu prüfen ist? Das wäre so absurd wie die Schlussauskunft des Dadaisten Tristan Tzara zur Produktion eines dadaistischen Gedichts, für das man Wörter aus einem Zeitungsartikel ausschneidet, in einer Tüte mischt und per Zufall neu zusammenlegt: «Das Gedicht wird Euch ähneln.»

Ab einer bestimmten, gut sortierten Datenmenge ist der Algorithmus fern aller Verfehlung. Computergenerierte Kunstwerke entsorgen die Frage nach der moralischen Integrität der Künstler. Vielleicht erklärt das die überraschend hohe Summe, die das per Software aus 15 000 Porträts erstellte «Portrait of Edmond de Belamy» 2018 bei Christie's erlangte: 432 500 Dollar. Was für ein Preis für das Produkt eines Algorithmus. Was für ein sicherer Kandidat für jeden Kunstpreis.

Und wie gelegen, wenn der Computer dem Menschen also nicht nur die Drecksarbeit abnimmt, sondern ihn auch noch vor dem Dreck des Menschlichen schützt. Die Kunst der Zukunft ist moralisch unverfänglich, weil sie jeder moralischen Grundlage entbehrt. Denn ein Computerprogramm kann sich nicht falsch verhalten; es kann nur falsch programmiert werden oder – wie Microsofts Chatbot Tay – in falsche Gesellschaft geraten.

Und klar ist auch: Sobald so ein Programm ein Gedicht auf die Schlusszeile «Du musst dein Leben ändern» hin generieren kann, hat sich unser Leben bereits gründlich verändert. Zu kleinlich dann die Frage, wer eigentlich spricht. Denn kommt nicht die tiefere Weisheit in solch autoritärem Fall genauso wie bei den Kombinationsspielen des I Ging und bei den Orakelsprüchen aus Delphi von dort, wo es keine Verfehlung gibt: dem Universum selbst?

Roberto Simanowski ist Kultur- und Medienwissenschaftler und lebt in Berlin und Rio de Janeiro.

Debatte um das Rentenalter

Länger arbeiten zu attraktiven Bedingungen

Gastkommentar
von ISABEL BAUMANN und SABINE STEIGER-SACKMANN

Mit der Reformvorlage zur Altersvorsorge AHV 21 schlägt der Bundesrat verschiedene Neuerungen vor: die Erhöhung des Rentenalters der Frauen, eine Zusatzfinanzierung der AHV durch eine Erhöhung der Mehrwertsteuer und eine Flexibilisierung des Rentenalters zwischen 62 und 70 Jahren.

Während über die Erhöhung des Frauenrentenalters intensiv diskutiert wird, findet über das flexible Rentenalter bisher kaum eine öffentliche Debatte statt. Offenbar wird dieser Vorschlag als wenig kontrovers betrachtet. Doch vermag die Flexibilisierung des Altersrücktritts die erhofften Vorteile überhaupt zu leisten und zur Überwindung der Herausforderungen, vor denen die Altersvorsorge steht, beizutragen?

Grundsätzlich eröffnet eine Flexibilisierung Arbeitnehmenden und Arbeitgebenden mehr Handlungsspielraum. Das vom Bundesrat vorgeschlagene Rentenmodell erweitert die Option eines schrittweisen Altersrücktritts. Dadurch kann das Armutsrisiko im Falle von Arbeitslosigkeit oder Krankheit am Ende der beruflichen Laufbahn abgedeckt werden – ein Aspekt der Flexibilisierung, der begrüssenswert ist.

Ob eine Flexibilisierung des Altersrücktritts Anreiz genug ist, länger in der Erwerbstätigkeit zu verbleiben, wie es der Bundesrat beabsichtigt, ist jedoch nicht sicher.

Eine Studie zu 9 OECD-Ländern mit einem flexiblen Rentenalter zeigt, dass die Menschen zwar teilweise länger in der Arbeitswelt verbleiben, die wöchentlichen Arbeitsstunden jedoch dahingehend reduzieren, dass das total gearbeitete Stundenvolumen, das für die Finanzierung der Altersvorsorge relevant ist, nicht zunimmt. Eine zweite Studie zu 14 europäischen Ländern zeigt ferner, dass die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit am Ende der beruflichen Karriere keine Anreize zum längeren Verbleib im Arbeitsleben setzt. Weitere Untersuchungen wiederum wiesen nach, dass sich in der Tendenz nicht nur jene Personen frühpensionieren lassen, die etwa aufgrund gesundheitlicher Probleme am ehesten Bedarf für einen frühen Übertritt in die Rente haben, sondern auch jene, die es sich finanziell leisten können.

Sollte der Altersrücktritt primär mit der Überlegung flexibilisiert werden, dass die Schweizer Bevölkerung länger arbeitet, könnte der Schuss nach hinten losgehen. Die Beiträge zur Altersvorsorge könnten im schlimmsten Fall zurückgehen,

und die finanzielle Lücke könnte vergrössert werden. Damit eine Flexibilisierung des Rentenalters auch tatsächlich den erwünschten Effekt hat – die Menschen also länger im Berufsleben verbleiben –, braucht es neben den finanziellen Anreizen begleitende Massnahmen, die die gesundheitlich belastenden Aspekte der Arbeit reduzieren und den Verbleib in der Arbeitswelt für ältere Arbeitnehmende attraktiver machen.

Ein Schritt wäre zum Beispiel eine gesetzliche Verankerung längerer Erholungszeiten. Wie heute bereits in vielen Unternehmen implementiert, könnten die Ferien- und Ruhezeiten mit zunehmendem Alter kontinuierlich steigen. Zudem sind die in der Schweiz im internationalen Vergleich hohen Wochenarbeitszeiten grundsätzlich zu überdenken. Ein Anspruch aller Arbeitnehmenden auf Teilzeitarbeit (sofern betrieblich machbar), wie ihn zum Beispiel Deutschland oder die Niederlande kennen, wäre ein Beitrag zu grösserer Flexibilität.

Schliesslich braucht es eine frühzeitigere Planung des Übergangs vom Berufsleben in die Rente. Diese würde es erlauben, Weiterbildungen und Umschulungen aufzugleisen und dem Umstand entgegenzuwirken, dass bei Weiterbildungen die Teilnahmequote mit zunehmendem Alter des Zielpublikums abnimmt. Somit könnte die Möglichkeit verbessert werden, auch gegen Ende des Arbeitslebens noch neue Rollen im Betrieb zu übernehmen, etwa als Coach, Mentorin oder strategischer Berater.

Mit solchen Massnahmen würden alle von einem flexibleren Rentenalter profitieren. Bei Arbeitnehmenden könnte die Motivation steigen, im Arbeitsleben zu verbleiben und den Bezug der Vorsorgeguthaben hinauszuzögern. Arbeitgebende wiederum könnten länger auf das wertvolle Know-how langjähriger Mitarbeiter zurückgreifen. Zudem würde sich für sie die Anstellung, Einarbeitung und Weiterbildung von älteren und erfahrenen Arbeitnehmenden stärker lohnen, da diese länger im Unternehmen verbleiben. Damit könnte ein Beitrag zur Reduktion der Hürden bei der Wiederbeschäftigung von älteren Stellensuchenden geleistet werden. Es liegt nun am Parlament, die Vorlage dahingehend anzupassen, dass ein flexibles Rentenalter den grösstmöglichen gesellschaftlichen Mehrwert bringt.

Isabel Baumann arbeitet an der Forschungsstelle für Gesundheitswissenschaften der ZHAW und ist Mitglied des NCCR Lives. Sabine Steiger-Sackmann ist Dozentin für Arbeits- und Sozialversicherungsrecht an der ZHAW.